

(Nachdruck verboten.)

4) Der Baumeister.

Roman von Felix Holländer.

„Gestatten Sie, daß ich mich überzeuge —“ erwiderte Keszler leichtthin; und mit einer gleichgültigen Bewegung zog er seine Brieftasche hervor.

„Ja — das stimmt . . . Es müssen in der Tat ein paar Scheine herausgefallen sein!“

„Hier sind sie!“ sagte Herr Freitag und reichte ihm die drei Hundertmarkscheine.

„Ich danke Ihnen,“ antwortete Keszler, „und,“ fügte er hinzu, „notabene hätte das ja auch bis morgen Zeit gehabt!“

Und lächelnd zerknitterte er die Scheine, als wollte er aus ihnen einen Flibus drehen.

Herr Freitag starrte ihn wie eine Erscheinung an.

„Ist Ihnen Geld so gleichgültig?“ fragte er beinahe entsetzt.

„Vollkommen!“ entgegnete Keszler. „Nun aber muß ich Sie wirklich verlassen — ich bin todmüde!“

„Ja, ja, ja!“ stammelte Herr Freitag und öffnete ihm die Tür.

Als Keszler in seinem Bette lag und rings um ihn die tiefste Dunkelheit herrschte, ging etwas sehr Seltsames in ihm vor. Geheimnisvolle Vorstellungen, Gedanken und Pläne, die er nicht zu Ende zu denken, geschweige denn auszusprechen wagte, kreuzten sich in ihm. Aber als er die Augen schloß, wußte er, daß er eine niederträchtige Komödie gespielt hatte, die vollkommen geglückt war. Dieser alte Herr würde von nun an auf seinen Reichtum schwören — das stand für ihn fest . . . Und mit dieser Idee, die für ihn etwas ungemein Lockendes und die Zukunft Weissendes hatte, schlief er endlich ein . . .

Fünftes Kapitel.

Am nächsten Tage stand Keszlers Entschluß fest. Er mußte handeln, wenn ihm nicht andere zuvorkommen sollten. Vor ihm auf dem Tisch lagen seine Baupläne ausgebreitet. Er betrachtete sie mit bitteren, prüfenden Blicken. Ein ohnmächtiges Gefühl des Zornes über die Gebundenheit seiner Kräfte kam über ihn. Er wußte, daß sein Leben verpfuscht war, wenn diese Pläne auf die Zeichnung beschränkt blieben . . . Aber wie sollte er es anstellen? . . . Er hatte keine Verbindungen, keine Beziehungen zu den Großkaufleuten, die allein imstande wären, ein solches Miesenunternehmen zu finanzieren . . . Dennoch war es ihm klar, daß er handeln, daß er auf irgend eine Weise die Dinge in Bewegung bringen müßte . . .

Er bürstete sorgsam seinen Mantel ab und glättete den Zylinder. Dann verließ er sein Zimmer.

An der Tür des Herrn Freitag blieb er einen Augenblick stehen und zauderte, ob er nicht im Sprunge zu ihm hineingehen sollte. Er stand indessen davon ab und eilte die Treppe hinunter.

Im nächsten Zigarrenladen füllte er sein Etui mit Zigaretten und ließ sich den Adresskalender geben, in dem er die Adressen der Fuhrgeschäfte nachsah. Aha! Da war eins in der Mauerstraße! — Er ging sofort dorthin und mietete zunächst auf eine Woche einen eleganten Wagen. Er ließ gleich anspannen und befahl dem Kutscher, nach der Kneisebedstraße Nummer 21 zu fahren.

Als er im Wagen saß, zog er einen kleinen Taschenspiegel hervor und betrachtete sich aufmerksam. Er wollte sehen, wie jemand aussah, der so ungestüm wie er auf sein Glück losfuhr.

Dann überlegte er, wie er die Verhandlung beginnen sollte, wie er sich benehmen mußte, um nicht ausgelacht zu werden. Mit dreihundert Mark in der Tasche wollte er einen Millionenbau beginnen und ein Grundstück erwerben, das Hunderttausende kostete . . .

Jetzt fuhr er gerade an dem Terrain vorbei. Er betrachtete es mit gierigen Augen. Dann zog er ein paar nagelneue Glaceehandschuhe an und war nun nur noch wenige Minuten von seinem Ziel entfernt.

So — der Wagen hielt.

Er sprang leichtfüßig hinaus und rief dem Kutscher zu: „Sie warten hier vor der Tür, bis ich wiederkomme!“ Das Grundstück am Rollendorfsplatz gehörte einem Kon-

sortium, das Herr Kleeefeld vertrat. Keszler klingelte und gab seine Karte ab. Einen Moment mußte er im Korridor warten, dann kam das Mädchen zurück und forderte ihn auf, näherzutreten.

Er legte den Mantel ab und stand kurz darauf in tadellos sitzendem schwarzen Gehrock, den Zylinder in der Rechten, die neuen Glacees prall an den Händen, einem untersehten Herrn mit kurzgeschorenen grauen Haaren, einem glattrasierten Gesicht und tiefliegenden, beständig zwinkernden Augen gegenüber.

„Mein Name ist Baumeister Keszler. Ich komme in Sachen des Grundstücks am Rollendorfsplatz,“ sagte er, sich leicht verbeugend.

„Bitte sehr — wollen Sie nicht Platz nehmen?“

Keszler setzte sich, und mit einer kühlen Ruhe und Sicherheit, über die er sich, während er sprach, selbst wunderte, sagte er:

„Ich weiß nicht, ob ich Ihnen dem Namen nach bekannt bin . . . Das tut ja auch nichts zur Sache,“ fügte er hinzu. „Ich habe also die Absicht, dieses Grundstück zu erwerben, um auf ihm ein großes Theater zu erbauen. Ich bin hierher gekommen, um mich bei Ihnen nach den näheren Bedingungen zu erkundigen.“

Herr Kleeefeld zog ein buntseidenes Taschentuch hervor und begann seinen Knieiser sorgfältig zu putzen.

„Um,“ entgegnete er langsam, „sind Sie denn selbst Kapitalist? — Verzeihen Sie die indiscrete Frage, aber bei einer so wichtigen Sache muß man doch klar sehen!“

„Ich bin vollkommen Ihrer Meinung und nehme gar keinen Anstand, Ihre Frage zu beantworten. Also hinter mir steht eine Gesellschaft, die das nötige Kapital aufbringen würde.“

„Darf ich wissen, wer dieser Gesellschaft angehört?“

„Bedauere sehr,“ entgegnete Keszler, „die Herren wünschen nicht eher hervorzutreten, bevor nicht die einleitenden Schritte zur Erwerbung des Bauplatzes getan sind.“

„Na, wie denken Sie sich denn das?“

„Es kommt ganz darauf an,“ entgegnete Keszler vorsichtig, „ob überhaupt die Kaufsumme den Kapitalisten, die hinter mir stehen, akzeptabel ist. Einer dieser Herren wohnt in Dresden. Er kommt in vierzehn Tagen nach Berlin, und dann soll die Angelegenheit in einer Konferenz zur Entscheidung gebracht werden.“

„Nun,“ sagte Herr Kleeefeld, „über die Kaufsumme würde man sich schon einigen. Das Terrain ist heute für einen Spottpreis zu haben. Die Quadratrute kostet vierhundert Mark. Wer das Terrain kauft, kann Millionen an ihm verdienen!“

Keszler lächelte leise.

„Bitte, das ist mein vollkommener Ernst!“

„Das ist ja möglich,“ erwiderte Keszler, „aber immerhin noch Zukunftsmusik. Im übrigen — ich will über den Kaufpreis im Augenblick kein Wort verlieren. Darüber würde ja zuletzt noch zu sprechen sein. Ich schätze das Terrain auf zweitausend Ruten.“

„Sie haben richtig geschätzt — es sind zweitausenddreihundertundfünfzig Ruten.“

„Ich erlaube mir nun die Frage, ob das Konfortium bereit wäre, mir das Grundstück auf sechs Wochen in die Hand zu geben zu einem Pauschalpreis von achthundertunddreißigtausend Mark?“

Herr Kleeefeld schüttelte den Kopf.

„Das ist unmöglich,“ antwortete er, „erstens kenne ich Sie nicht, und zweitens kann sich doch bei einem so großen Objekt das Konfortium nicht auf so lange Zeit binden! Was geschieht, wenn Sie nach sechs Wochen zu uns kommen und unsere Offerte mit bestem Dank ablehnen? — Vielleicht hätten wir in der Zwischenzeit verkaufen können! Nein —“ sagte er, „darauf können wir uns nicht einlassen! Es ist ja auch ganz überflüssig,“ setzte er hinzu. „Wenn Ihre Teilnehmer sich bereit erklären, kommen Sie wieder zu mir, und das Geschäft wird gemacht.“

„Das ist ausgeschlossen!“ erwiderte Keszler. „Ich muß etwas Festes in den Händen haben, da ich sonst mit meinen

Leuten nicht unterhandeln kann. Im übrigen sind sechs Wochen für eine so große Transaktion ja gar kein Zeitraum! . . . Was nun meine Person anlangt, so können Sie über mich leicht Erkundigungen einziehen. Ich nenne Ihnen nur Herrn Staatsanwalt von Drenthwig vom Landgericht I, ein Freund von mir, der gern bereit sein wird, Ihnen Näheres über meine Persönlichkeit mitzuteilen."

"Das ist ja alles ganz schön, Herr Baumeister," gab Kleefeld zurück, "aber ich weiß doch nicht, ob das Konsortium geneigt ist, eine derartig einseitige Offerte zu machen, die uns bindet und Sie zu nichts verpflichtet."

Kesler erhob sich.

"Die Herren mögen sich das überlegen," sagte er gemessen. "Ich möchte nur noch wissen, wie groß die Anzahlung sein würde. Gleichzeitig füge ich hinzu, daß wir nicht unbedingt gerade auf dieses Terrain angewiesen sind."

Herr Kleefeld war hinter die Stuhllehne getreten und pendelte mit seinem Kneifer hin und her, während er Kesler mit zwinkenden Blicken zu durchdringen bemüht war.

"Ich darf Sie wohl in diesem Falle bitten," sagte Kesler, sich verabschiedend, "den Bescheid des Konsortiums möglichst umgehend an mich gelangen zu lassen!"

"Gewiß. Uebrigens möchte ich Sie um die genaue Adresse des Herrn ersuchen, den Sie mir als Referenz angaben!"

"Herr Staatsanwalt von Drenthwig," wiederholte Kesler, "Landgrafenstraße Nummer 14, erste Etage. . . Jetzt muß ich aber schleunigst fort," sagte er, sich verbeugend, "mein Kutscher wartet bereits ungebührlich lange."

Mit einer freudigen Gemütsregung nahm er sofort die Wirkung wahr, die diese Worte auf den Kaufmann ausübten. Aber mit einer Selbstbeherrschung, deren er sich später noch mit Freuden erinnerte, gab er sich den Anschein, als ob er es nicht bemerkt hätte.

Während er die Treppe hinabging, war er sicher, daß Herr Kleefeld ans Fenster getreten war, um sich seinen Wagen anzuschauen. Er stieg, ohne emporzusehen, ein und befahl dem Kutscher, eine Stunde durch den Tiergarten zu fahren.

"Zurück nehmen Sie den Weg über die Linden und die Leipzigerstraße!" kommandierte er.

Mit dem Wagen werde ich schon auf die Kosten kommen, dachte er. Er war überzeugt, daß er die Offerte bekommen würde.

Wie war er denn nur darauf gekommen, Staatsanwalt von Drenthwig als Referenz aufzugeben? Der würde schöne Augen machen! Ob er es ihm vorher mitteilte? Nein, unter keinen Umständen! Wer mußte, ob die Gesellschaft sich nicht mit der bloßen Angabe des Namens begnüge und darauf verzichtete, mit dem Herrn Staatsanwalt, wenn auch nur auf diese Weise, in Beziehung zu treten! Ein verschlagenes, geheimnisvolles Lächeln spielte um seine Mundwinkel.

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Curt Grottelwih.

Wenn auch jetzt noch einzelne Forscher wie der verdienstvolle Ameisenkenner E. Wasmann alle geistigen Regungen der Tiere auf Instinkt zurückführen wollen, so wird man im allgemeinen den Tieren nicht mehr eine gewisse Intelligenz absprechen können. Wasmann selbst erkennt den Ameisen die Fähigkeit zu, ihre Instinkte den Verhältnissen anzupassen, Erfahrungen zu sammeln und aus ihnen zu lernen. Das sind aber geistige Vorgänge, die man nicht mehr instinktive nennen kann, und darum läuft gerade bei diesem bedeutenden Kenner der Tierseele die Gegnerlichkeit gegen die jetzt allgemein zur Geltung gekommene Ansicht auf eine bloße Meinungsverschiedenheit im Wort, auf eine etwas gezwungene Erweiterung des Instinkt-begriffes hinaus.

Es ist aber, obwohl es auch hier Uebergänge geben mag, doch sehr vorteilhaft, zwischen Instinkt und Intelligenz genau zu unterscheiden. Beide Seiten des tierischen Geisteslebens lassen sich auch tatsächlich im allgemeinen sehr gut von einander trennen. Die Charakterisierung, die von ihnen jetzt wieder S. E. Ziegler in seinem Beitrag zur Festschrift für A. Weismann gibt, dürfte das Richtige treffen. Die Handlungen des Instinkts werden von allen Individuen einer Tierart in ganz gleicher Weise ausgeführt. Sie brauchen auch nicht erst erlernt zu werden. Dagegen sind die verstandesgemäßen Handlungen bei jedem Tiere anders, je nachdem sie durch die individuelle Erfahrung beeinflusst werden. Der Hauptunterschied ist eben der, daß der Instinkt eine ererbte, die Intelligenz eine individuell erworbene geistige Fähigkeit ist. Den beiderseitigen geistigen Ausprägungen liegen auch anatomisch verschiedene Organeile zugrunde. Die Ausprägungen des Instinkts haben ihre materielle

Grundlage in ererbten Nervenbahnen des Gehirns, des Zentralnervensystems. Deswegen muß für die intelligenten Handlungen die Bildung neuer Leitungsbahnen vorausgesetzt werden, eine Voraussetzung, die ja auch in gewissen neueren Gehirnforschungen eine Stütze findet. Wenn der Vogel den schreienden Jungen Futter zuträgt, so ist das offenbar eine Handlung des Instinkts. Seit ungezählten Generationen brachten so die Vögel ihren Jungen Futter, und die Arbeit des Futterholens vererbte sich als Instinkt auf die Nachkommenschaft. Das Gehirn der Jungen bekam die Nervenbahn, welche in ihnen jenen Trieb erweckte. Dagegen ist es eine intelligente Handlung, wenn ein Papagei den Niegel an der Tür seines Käfigs zurückschiebt, um aus diesem zu entfliehen. Die geistige Einsicht in die Mechanik des Türverschlusses ist ihm nicht vererbt worden, er hat sie sich neu erworben.

Instinkt und Intelligenz sind die beiden großen Domänen des tierischen Geisteslebens. Es gibt aber verschiedene Abstufungen auf beiden Gebieten. Eine der allerprimitivsten Ausprägungen geistigen Lebens ist die sogenannte Reflexbewegung. Ein von außen kommender Reiz wirkt auf einen Nerven ein, und dieser antwortet mit einer Bewegung, ohne daß dadurch das Zentralorgan in Mitleidenschaft gezogen würde. Kommt irgend ein Gegenstand in die Nähe unseres Auges, so übt er einen Reiz auf gewisse Nerven aus, welche ein plötzliches Schließen des Lides veranlassen. Das geschieht ganz ohne unser Bewußtsein, ganz ohne unseren Willen. Fliegt ein Insekt an einer Blume vorbei und kommt ihm von ihr ein Duft in die Riechorgane, so geht von diesem sofort eine Leitung nach den Flügeln, und unwillkürlich wendet sich das Tier nach dem Objekt, von dem der Duft ausgeht. Der Reflex unterscheidet sich, wie auch Ziegler hervorhebt, nur durch seine größere Einfachheit von dem Instinkt. Auch dieser wird durch bestimmte äußere Einwirkungen angeregt, aber die Bewegungen folgen nicht so unmittelbar und es sind nicht einfache, einmalige Bewegungen, sondern eine Kette von Handlungen. Eine Kette von Reflexen, nichts anderes ist der Instinkt.

Der Instinkt kann aber mit dem Verstand gepaart sein. S. J. Kolbe ist („Naturw. Wochenschr.“ XIX. Nr. 1) sogar der Meinung, daß er nur in der Anlage als solcher vorhanden ist. Er ist ein Naturtrieb, aber die aus dem Naturtriebe hervorgehende Handlung ist nicht mehr instinktiv, sondern sie ist eine selbständige und bewußte Tätigkeit. Also nach Kolbes Auffassung ist in dem Vogel zwar der Trieb vorhanden, seine Jungen zu füttern, aber der Ausflug zum Futterplatz, die Jagd auf Beute, die Rückkehr, das alles sind bewußte Tätigkeiten, wobei der Vogel seinen Verstand, sein Gedächtnis, seine Erfahrung zu Rate zieht. Es ist indes doch schwer, zu entscheiden, was an den einzelnen Handlungen, die durch den Instinkt hervorgerufen werden, instinktiv und was verstandesmäßige Tätigkeit ist. Kolbe meint, es sei bisher noch zu wenig auf diese Unterschiede geachtet worden. Um sicher zu gehen, müßte man junge Tiere beobachten. Man müsse darauf achten, wie sie sich von Geburt an benehmen, was sie von selbst tun und was sie von ihren Eltern erlernen, ob und wie sie ihre Handlungen vervollkommen und wie sich diese von denen älterer Tiere unterscheiden. Kurzum, es müßte streng unterschieden werden, was ein Tier genau so wie die anderen instinktiv tut und was es infolge von individueller Wahrnehmung und infolge von Lernen selbständig tut. Gerade solche Beobachtungen sind noch sehr selten gemacht worden, und gerade sie würden sehr viel Aufschluß geben über die Machtssphäre des Instinkts wie andererseits über die Weite des Verstandes bei den Tieren.

Obwohl theoretisch Instinkt und Intelligenz nach den bisherigen Ausführungen leicht zu unterscheiden sind, so legen wir doch bei den einzelnen tierischen Handlungen oft zu sehr den menschlichen Maßstab an und kommen bald zu einer Ueberschätzung der einen, bald zur Unterschätzung von anderen geistigen Ausprägungen der Tiere. In der Vereinigung und sozialen Differenzierung der Ameisen sehen wir wohl ganz besonders hohe intellektuelle Entwicklung, weil jene „Staaten“ der Ameisen einige oberflächliche Ähnlichkeit mit menschlichen Institutionen haben, während wir andererseits nichts Besonderes darin finden, wenn ein Hund auf einen Ruf des Menschen herbeikommt. Um den Verstand eines Tieres richtig beurteilen zu können, müssen wir uns ganz auf den Standpunkt des letzteren stellen. Th. Zell führt in seinem Buche: Ist das Tier unvernünftig? (Stuttgart, 1904, Kosmos) ganz richtig aus, wie wir viele Tiere mit Unrecht für dumm halten, weil sie sich in den Verhältnissen, in die wir sie bringen, nicht zurechtfinden. Es gibt z. B. Tiere, die schlechte Augen, aber ein ganz vorzügliches Geruchsorgan haben. Für sie besteht die ganze Welt aus Objekten von verschiedenem Geruch, während sie die äußere Gestalt und Farbe der Wesen nicht unterscheiden. Solche Tiere werden natürlich Veränderungen der Form von Gegenständen wenig bemerken, dagegen werden sie den Menschen in der Unterscheidung von Objekten nach dem Geruch tausendfach übertreffen. Will man sich aber ein Urteil über die Geisteskräfte eines solchen Tieres bilden, so darf man eben nicht den menschlichen Maßstab zugrunde legen.

Wie der Instinkt oft durch verstandesmäßige Handlungen unterstützt wird, so sinkt mitunter eine selbständige geistige Tätigkeit in das Gebiet des Instinkts hinab. Man nennt das Automatismus. Wir ziehen des Abends beim Schlafengehen die Uhr auf, ohne uns dessen bewußt zu werden, und ohne uns dessen später zu erinnern. Viele Handlungen, die wir regelmäßig wiederholen, die uns „zur Gewohnheit werden“, sind automatische. Durch die häufige Ausführung einer und derselben Handlung scheinen sich feste Nerven-

bahnen zu bilden, die eine feste Verbindung zwischen gewissen Bewegungsnerven herstellen. Ist der Anfang der Nervenbewegung gegeben, so setzt sich die Bewegung mechanisch weiter fort, ohne daß das Zentralorgan eingzugreifen brauchte. So tun wir viele Dinge „in Gedanken“, das heißt, wir wollten eigentlich etwas anderes tun, aber wir ließen uns durch die Gewohnheit verleiten, dieselben Handlungen wie sonst bei der betreffenden Gelegenheit vorzunehmen. Wahrscheinlich sind auch bei dem Tiere sehr viele Handlungen Automatismen. Diese Form des Geisteslebens zeigt uns auch, wie die Instinkte entstehen. Sie waren einst selbständige Handlungen, die zur Gewohnheit wurden. Sie wurden Automatismen, die sich vererbten. Als vererbte Automatismen nennen wir sie Instinkte.

Dem Instinkt gegenüber bedeutet die Intelligenz die höhere Stufe geistigen Lebens. Es gibt aber unter den intelligenten Handlungen noch einen fundamentalen Gegensatz. Die einen beruhen auf dem Verstand, die anderen auf Vernunft. Und unter letzteren verstehen wir das Verarbeiten erworbener Erfahrungen zu Schlüssen auf neue Verhältnisse. Man spricht den Tieren gewöhnlich die Vernunft ab und will sie dem Menschen als alleiniges Besitztum reservieren. Aber schon Darwin hat gezeigt, daß auch bei Tieren Handlungen vorkommen, die wir als vernünftige bezeichnen müssen. Selbst gewisse abstrakte Begriffe dürften manche Tiere sich machen. Der menschliche Geist ist auch in dieser Beziehung nicht qualitativ von dem der Tiere unterschieden, nur ist seine Ausbildung eine ungleich tiefere. Wie eng verwandt aber der menschliche Geist demjenigen mancher Tiere ist, das zeigt eine Mitteilung, die Dr. Robert Ebert in der „Naturw. Wochenschr.“ (Wd. XIX, Nr. 24) über einen früher im Dresdener Zoologischen Garten gehaltenen Schimpanse macht. Als das Tier bei seiner Ueberführung in den Garten in seine neue Wohnstätte gebracht wurde, sah es sich dieselbe stundenlang genau an. Er nahm auch alle Gegenstände vor, die sich in ihr befanden, so auch einen Krug mit Wasser. Dabei bemerkte er ein Loch in der Diele. Dieses erregte sein Interesse nun besonders. Vor ihm kauend, sah er mit einem Auge längere Zeit in das Loch hinein. Da er aber so das, was er wollte, nicht erreichte, so steckte er seinen Zeigefinger, so tief er reichte, in das Loch. Aber zur Verwunderung des Tieres konnte er auch so die Tiefe der Öffnung nicht ergründen. Nach einiger Ueberlegung fing er an, in das Loch zu spucken und den Speichel, der daneben fiel, mit den Fingern in dieses zu schieben. Da aber die Diele erhöht über dem Boden lag, so reichte natürlich der Speichel nicht aus, das Loch zu füllen. Nun holte der Schimpanse den Krug mit Wasser und goß dieses in die Öffnung. Aber das Wasser verlief und der Affe kam nicht zu seinem Ziele. In den folgenden Tagen soll er noch öfters versucht haben, die Tiefe des Loches zu ergründen. Das Tier beschäftigte sich also mit einer Frage, die ganz fern von seinen materiellen Interessen stand, die nur „akademischen Wert“ für ihn hatte. Und dabei wandte er die verschiedensten Methoden an, um zur Befriedigung seiner Wissbegier zu gelangen, Methoden, die seinem Scharfsinn, seiner „Vernunft“ alle Ehre machen. „Zu welcher Höhe,“ sagt der Beobachter, „würden derartig geistig begabte Tiere gebracht worden sein, wenn sie seit Tausenden von Generationen systematisch erzogen worden wären!“

Kleines feuilleton.

1. Ein Beitrag zur Denkmalsfrage. In einer Besprechung des Planes, Beethoven in Paris ein Denkmal zu errichten, äußert sich die dortige „Chronique des arts“ in folgender, ebenso verständiger wie drastischer Art über die allgemein verbreitete Denkmäler-Epidemie:

Die französischen Bewunderer Beethovens haben den Plan, ihm in Paris ein Denkmal zu errichten. Ihre Absicht ist besser als dieser Plan. Handelte es sich nur um eine Bezeugung der Ehrfurcht vor dem großen Künstler, so würde allgemeine Uebereinstimmung herrschen. Der Gedanke eines Denkmals widerstreitet indes dem pietätvollen Empfinden vieler seiner Streuten, und das ist recht. Von allen Formen der Bewunderung ist die des Denkmals heutzutage die am wenigsten beweiskräftige und schöne. Es ist zu einem bleibenden Schandfleck der öffentlichen Plätze geworden. Es macht sich überall in Paris, im Gewirr der Straßenbahnen und an stilleren Plätzen breit, nicht minder in den schwerfälligeren fremden Hauptstädten, überall da, wo es eine Straßenkreuzung, einen Bildhauer und eine Verwaltung gibt. Es ist nicht mehr der zu feiernde Held, um den man sich sorgt — sie werden leicht hin und gleich zu Dugenden verherrlicht. Marmor und Bronze bereuigen weit weniger Erinnerungen, als vielmehr die ehrfurchtigen Plattehen staatlicher Künstler, die Begeisterung von Gemeinderäten oder kaiserliche Launen. Die Denkmäler vereinigen dann an ihrem Fuße von Amtswegen die Künstler und die Redner der Regierung; hier sind es kaiserliche, anderswo demokratische, sie alle aber führen das disziplinierte Dasein von Beamten.

Wir müssen uns vor einer Bloßstellung Beethovens hüten, indem wir ihn auf die Waage unserer öffentlichen Denkmäler zurücksühren. Leonardo de Vinci und Michel Angelo sind einer Aufstellung auf unseren öffentlichen Plätzen entronnen. Wir sollten auch Beethoven hoch genug ehren, um ihn damit zu verschonen; wollen wir ein nicht alltägliches Zeugnis für ihn ablegen, das ihn vor anderen Menschen auszeichnet, so mögen wir ihn mit unserer tiefen Ehrfurcht und Liebe und mit unserem Schweigen umgeben. —

kl. In der Götzenfabrik. New York ist der Hauptort für alle Götzenfabrikation; hier werden die meisten der Kultbilder verfertigt, die dann in Indien, Japan, China die andächtigen Peter auf die Knie zwingen. Die bedeutendste Götzenfabrik hat, wie im „Herald“ zu lesen ist, ihre Hauptniederlage in der 96. Straße des New Yorker Ostens, doch gibt es auch noch viele Filialen, die sich auf Verfertigung von Statuen aus einem bestimmten Material beschränken, so verfertigen sie nur Götter aus Gips, aus Aluminium, aus Papiermaché. Jedes dieser Götterbilder ist selbstverständlich genau nach Vorbildern verfertigt, wie sie die einheimische Kunst des betreffenden Landes geschaffen hat. Und diese Kopien gelingen vorzüglich. Wenn man eine solche Aluminiumfigur neben das Original eines bronzenen mit Juwelen besetzten Buddha stellt, so wird nur ein genauer Kenner des Metalls und der Steine den Unterschied zwischen Original und Kopie erkennen. Auch in Glasgow in Schottland gibt es einige Fabriken für Götzen, doch können sie gegen die amerikanische Konkurrenz nicht ankämpfen, da diese viel besser und billiger arbeitet. Es werden jetzt mehr Götzenbilder nach Indien verschickt als nach irgend einem anderen Lande; denn hier will jede Familie ihren Hausgott haben, und wenn der Gott aus Gips ist, dann zerbricht er leicht, und der Handel blüht. Buddhistische und taoistische Götter gehen aus solchen Fabriken hervor, aber nie wagt man sich an die Darstellung der Dreieinigkeit. Diese Gestalten dürfen nie anders als in Bronze dargestellt werden, und ihre Verehrung ist so groß, daß fremde Kopien verachtet und verabscheut werden. Doch sonst niden einem in einem solchen Magazin oder in einer derartigen Werkstatt drollige und groteske Figuren von allen Seiten zu, glatzköpfige Dickwänste und sonderbar grinsende Frauen, ehrwürdige Mienen und merkwürdige Stellungen sind da zu sehen und man glaubt eher in einem Wachsfiguren-Kabinett zu sein als in einer Götzenfabrik. Man sollte es gar nicht für möglich halten, daß solche riesigen Vorräte an Göttern wirklich verkauft werden, doch beträgt die Zahl der in einer Fabrik verkauften Figuren in den verschiedenen Ländern monatlich 300 bis 600 Stück. Zunächst ist für die Herstellung einer Kopie die vollständige Form eines Originalmodells vorzuziehen. Solche Modelle sind stets in der Fabrik vorhanden, von ihnen wird ein Abguß genommen und dann die Gipsfigur hergestellt. Da die Originale meistens aus Bronze oder sogar aus Kupfer sind, so gibt man dem Gips eine dunkelrote Tönung durch Bestreichen mit Del, läßt ihn trodnen und bestreut dann die Figur noch mit einem grünlichen Pulver, der dem Ganzen eine läusend ähnliche Bronzefärbung gibt. So ist in ein paar Stunden und Tagen das Werk vollendet, auf das die fleißigen Hände der Eingeborenen viele Monate der Mühe und Arbeit verwandt haben, und ist zum Versand fertig. Unter diesen Gipsfiguren sieht auch eine ganze Reihe grotesker Figuren, die den phantastischen Tieren an gotischen Dachrinnen, den hockenden Hunden und zum Sprung bereiten Wölfen der Notre-Dame-Kirche zu Paris nachgebildet sind. Diese bizarren Gestaltungen mittelalterlicher Steinmeße werden jetzt in Afrika als göttliche Wesen verehrt. Bronzefiguren werden in Amerika nicht hergestellt. Sie sind zu schwer und zu kostspielig, man verwendet statt dessen Aluminium, das eine höchst zierliche und feine Ausführung der Statuen gestattet. Diese Figuren, die mit prächtigen Hals- und Armbändern verziert sind, erstrahlen heller in der Sonne und glänzen stärker auf den heiligen Plätzen, als die alten Bronzebilder der ehrwürdigen Vergangenheit. Die Herstellung einer Bronze statue würde in den Vereinigten Staaten 3000 bis 6000 Mark kosten; für diese Summe aber kann die Götterfabrik etwa 800 Statuen von verschiedener Größe herstellen, denn ein acht Fuß hohes Bildwerk mit feinsten Filigranarbeit und emailierter Verzierung kostet höchstens 200 Mark. Alle diese Idole sind hohl, denn der buddhistische Priester muß die Möglichkeit haben, sich manchmal in seinem Gott zu verstecken, um an seine Gemeinde Ansprachen zu halten und sie in Furcht und Gehorsam des Gottes zu erhalten. Ein besonders großes Verlangen nach Weisheit scheint in Indien zu herrschen, denn die größte Nachfrage ist nach Ganesha, dem Gott der Weisheit. Ganesha, eine Mischgestalt, halb Mann, halb Elefant, wird in Gips, Aluminium und Papiermaché hergestellt. Alle diese Figuren, die bunt gefärbten Papiermaché-Figuren wie die dunkler getönten Aluminium- und Gipsfiguren, stehen nun in indischen Tempeln als Merkmale amerikanischer Geschäftsinnes. Die tollsten Ausgeburten der Phantasie, die aller-schredlichsten Gestalten werden in den amerikanischen Fabriken für die afrikanischen Völker reserviert, und besonders die Naffern können gar nicht grotesk genug gestaltete Götter bekommen. Gegenwärtig sind mehr als 50 Mann in der New Yorker Götzenfabrik beschäftigt. Wenn man berücksichtigt, daß solche Statuen nach Polynesien, Neu-Guinea, China, Indien, Birma, Siam, Tibet, Korea, Japan und Afrika versandt werden, so ist der große Absatz erklärlich. Nach vielen Ländern gehen die verschiedenartigsten Götter, je nach den Religionen, die da herrschen. Sehr wenige Figuren werden nach Japan geschickt, weil hier der Kunstgewerme zu sehr entwickelt ist, um nicht sogleich die schlechte Fabrikware von den feinen Erzeugnissen des eigenen Landes zu scheiden. Der Japaner wendet sich von diesen schnell gefertigten schlechten Werken ab, die nicht nur sein Auge beleidigen, sondern auch seinen frommen Sinn, sein Pietätsgefühl verletzen. —

Medizinisches.

ss. Neue Blutforschungen. Daß die Erforschung des Blutes und seiner gesunden und krankhaften Eigenschaften eines der vornehmsten Mittel zur Förderung des medizinischen Wissens ist,

wird allgemein anerkannt. Allein die Folgerungen, die an die Untersuchungen über die weißen Blutkörperchen geknüpft worden sind, beweisen zur Genüge, welche Tragweite derartigen Arbeiten beigemessen werden kann. Außer den genauer bekannten Bestandteilen des Blutes bleiben noch drei übrig, von denen noch keine genügende Beschreibung in den wissenschaftlichen Werken gegeben worden ist. Sie können in drei Klassen unterschieden werden, einmal als Zellreste, zweitens als Schmarozger und drittens als die sogenannten Haemolonia. Die erste Nachricht über diese weniger bekannten Bestandteile des Blutes wurden vor etwa zwanzig Jahren von den Ärzten Mott und More gegeben, die sie als Mikroskopen betrachteten. Sie hatten in zwölf Fällen von Typhus während des Fieberzustandes im Blut kleine, bewegliche Körperchen, ähnlich winzigen Schrauben, wahrgenommen, die sie sich nur als Parasiten der genannten Gruppe zu erklären vermochten, zumal sie in der Regel nach der Befundung der Kranken verschwanden. Bald darauf beobachtete Doehle dieselben Körperchen im Blute von Kranken, die an Malaria, Scharlach, Pocken und Syphilis litten. Er beschrieb sie als kleine Kugeln von höchstens ein Tausendstel Millimeter Durchmesser, die selbständige Bewegungen ausführen. Im Jahre 1896 gab Dr. Müller diesen sonderbaren Dingen, denen er aufs neue seine Aufmerksamkeit widmete, den Namen Haemolonia und schilderte sie als kleine farblose Körnchen mit sehr starker Bewegung, die ihre Form für eine sehr lange Zeit beibehalten. Dieser Forscher fand sie in verschiedener Menge auch in jedem gesunden Blute. Jetzt ist Dr. Love den rätselhaften Haemolonia sehr energisch mit dem Mikroskop zu Leibe gerückt. Er fand dabei vier verschiedene Arten von Körperchen, die nicht zu den gewöhnlichen und bereits bekannten Blutkörperchen gerechnet werden konnten. Einmal waren es Dinge, die mit Sicherheit als Reste von Blutzellen bestimmt werden konnten und aus deren Ferkung hervorgegangen sein mußten; sie fanden sich namentlich im Blut von Pockenkranken, seltener in dem von Typhuskranken. Die zweite Gruppe bestand aus kleinen, runden, das Licht stark brechenden Körperchen, die ein Tausendstel Millimeter im Durchmesser hatten und scheinbar beweglich waren. Drittens waren stabähnliche Körperchen von etwas größerer Länge und gleichfalls beweglich zu unterscheiden. Endlich waren noch hantelähnliche Formen von zwei bis vier Tausendstel Millimeter wahrnehmbar. Von den letzten drei Gruppen nimmt der Forscher an, daß sie zu derselben Klasse gehören und nur in der Form wechseln. Sie befinden sich niemals in Ruhe, sondern treiben in einer scheinbar ziellosen Weise umher, indem sie mit großer Geschwindigkeit aus dem Gesichtsfelde des Mikroskops verschwinden und wieder auftauchen. Ob sie noch einen geißelartigen Anhang besitzen, dessen Hin- und Herbewegungen ihre Bewegungsfähigkeit vermittelt, hat noch nicht mit Sicherheit festgestellt werden können. Uebrigens finden sich diese Körper auch in der Lymphe aus den zuerst auftretenden Blasen der Windpocken. Im Blute der Typhuskranken sind sie stets vorhanden, und zwar im ganzen Verlauf der Krankheit. Doch kann man aus der Häufigkeit ihres Auftretens keinen Schluß auf den Verlauf der Krankheit ziehen, da sie sowohl bei tödlichen wie bei nicht tödlichen Fällen zahlreich vorhanden sind. In irgend einer Beziehung zu der Krankheit dürften sie nach der Ansicht von Dr. Love stehen.

Technisches.

— Behandlung von Mehl mit Elektrizität. Ein in Amerika erfommener Schwindel hat auch in deutschen landwirtschaftlichen Kreisen viel Beunruhigung hervorgerufen, nämlich das Behandeln von Mehl mit Elektrizität, um es zu verbessern. Wenn man elektrische Funkenströme in Luft erzeugt, so entsteht je nach den Versuchsbedingungen entweder Ozon oder salpetrige Säure, eine Sauerstoffverbindung des Stickstoffs. Man hat nun erstens ozonhaltige Luft über Mehl geleitet in der Absicht, es zu bleichen, und hat auch bei Weizenmehl wirklich eine Aufhellung der Farbe erzielt. Sehr gering dagegen war der Effekt bei geringeren, kiehlhaltigen Mehlsorten und auch bei Roggenmehl, mit anderen Worten: gerade bei denjenigen Mehlsorten, deren Wert durch eine Bleichung wesentlich hätte erhöht werden können, versagte das Verfahren. Außerdem aber nahm das Mehl einen höchst unangenehmen, beinahe ekelhaften Geruch an, der sich nicht entfernen ließ, und schon aus diesem Grunde wäre eine Bleichung mit Ozon nicht möglich gewesen.

Ernster war die Abart des Schwindels, welche sich der salpetrigen Säure bediente. Leitet man diese über Mehl, so wird sie von ihm absorbiert und erhöht naturgemäß seinen Stickstoffgehalt. Nun bestimmt man den Gehalt an Eiweiß (Kleber) allgemein dadurch, daß man den Gehalt an Stickstoff ermittelt und auf Grund der ungefähr zutreffenden Annahme, daß sämtlicher Stickstoff als Eiweiß vorhanden ist, weil kein stickstoffhaltiger Körper außer Eiweiß in Mehl vorkommt, den Eiweißgehalt berechnet. Ein Prozent Stickstoff entspricht etwas mehr als 6 Proz. Eiweiß. Vermehrt man nun den Stickstoffgehalt des Mehls durch Nitroeiweißkörper, so wird bei der üblichen Bestimmung das Eiweiß naturgemäß zu hoch gefunden, weil ja, wie wir gesehen haben, die Berechnung des Eiweißes aus dem gefundenen Stickstoff nur für den Fall zutrifft, daß außer Eiweiß keine anderen stickstoffhaltigen Körper, also auch keine salpetrige Säure, im Mehl vorhanden sind.

Ein amerikanischer Professor fand seinen Namen nicht zu gut, um Analysen zu veröffentlichen, in denen das „Eiweiß“ im Mehl vor und nach der Behandlung mit salpetrigsäurehaltiger Luft bestimmt und eine Vermehrung durch die Behandlung nachgewiesen wurde. Es ist schwer zu glauben, daß ein derartiger Betrug in Deutschland irgend welche Beachtung hätte finden können, in Amerika indessen waren erstens die Zeitungen voll von der neuen Erfindung, zweitens labelte die deutsche Botschaft die Angelegenheit nach Berlin, und drittens knüpfte ein amerikanisches Konfitorium mit der deutschen Regierung Verhandlungen an und äußerte seine Bereitwilligkeit, die löbliche Erfindung für den beschriebenen Preis von 12 Millionen Mark zu veräußern. Die Regierung ließ beide Verfahren in der Versuchsanstalt des Verbandes deutscher Müller durch Dr. Brahm untersuchen, und dieser kam sehr bald zu den oben angegebenen ungünstigen Resultaten. — („Techn. Rundschau.“)

Humoristisches.

— Reflexion. Professor Sänftlich: „Heutzutage, wo man überradelt, überfahren, überautelt, überritten, überlaufen und übergangen werden kann, ist es ein wahres Wunder, daß man überhaupt noch zu den Ueberlebenden zählt.“ —

— Dilemma. „Jetzt weiß ich nicht: soll ich mein Detailgeschäft in einen Engros-handel verwandeln oder soll ich lieber gleich Konkurs anfangen?“ —

— Aus der Kinderstube. „Eiserl, wieviel Kirschchen magst Du?“

„Dei!“

„Drei heißt's! Wie heißt's?“

„Dei!“

„Du bekommst die drei Kirschchen nicht eher, bis Du's richtig sagst!“

„Ich kann aber fünf sagen!“ —

(„Meggendorfer-Blätter.“)

Notizen.

— Programmvorschläge zur Schillerfeier. Der Dürerbund wird binnen kurzem eine Reihe von Vorschlägen zur Gestaltung der Schillerfeier-Programme versenden. Die Vorschläge erfüllen Wünsche für Feiern verschiedener Art. Der Dürerbund fordert auf, überall auf seine Arbeit hinzuweisen und ihm Adressen mitzuteilen, an die er seine Vorschläge schicken kann. Zuschriften sind zu richten an: Dürerbund, Dresden-Blasewitz, Bachwitzerstraße 3. —

— Beer-Hofmanns Trauerspiel „Der Graf von Charolais“ ist vom Münchener Hof-Theater zur Aufführung angenommen worden. —

— Ernst Pittschau tritt mit Beginn der nächsten Winter-spielzeit in den Verband des Deutschen Theaters. —

— Im ersten Januarheft der „Musik“ sucht Hugo Conrat den Beweis zu erbringen, Joseph Haydn sei kroatischer Abstammung, die österreichische Volkshymne und damit die Melodie zu „Deutschland, Deutschland über alles“ ein — slawisches Volkslied. —

— Humperdinks neue dreiaktige komische Oper „Die Heirat wider Willen“ soll noch in dieser Spielzeit ihre Uraufführung im Igl. Opernhaus erleben. —

— Der bekannte Tiermaler Anton Braith ist in seiner Vaterstadt Biberach gestorben. In der Nationalgalerie hängt sein „Lustiger Morgen“. Die „Neue Welt“ brachte 1902 einen Holzschnitt nach seinem Gemälde „Regentag im Gebirge“. —

— D. Felix! Der Maler Felix Jenneswein ist plötzlich gestorben. Nach der „Neuen Freien Presse“ in Brunn, nach den Scharblättern in Prag. Nach der zweiten Quelle aus lauter Freude, weil Gautsch österreichischer Ministerpräsident geworden. —

— Die australische Viehzucht nimmt einen starken Aufschwung. Mit dem am 25. November von Melbourne abgegangenen Dampfer „Nairnshire“ gelangte, wie die „Kölnische Zeitung“ berichtet, die größte von Australien nach England verschifftes Fleischsendung an Bord: 90 000 Lämmer und 20 000 Schafe. Am Donnerstags der nächsten Woche nahm der Postdampfer 1072 Tonnen Butter aus Melbourne und Südaustralien mit, am folgenden Tage wurden an Bord des Dampfers „Teantai“ 2600 Pentner eingekochtes Kaninchenfleisch (in 99 000 Fleischbüchsen) geschafft. —

— Der berühmte Weinstock vom Schlosse zu Hampton-Court (England) wurde 1768 gepflanzt. Jetzt ist die Hauptrebe 114 englische Fuß groß, die größte Abzweigung 45 Fuß. Vor 40 Jahren trug der Stock 2000 bis 2500 Trauben, von denen jede mindestens 1 Pfund wog. In den letzten Jahren ist der Ertrag auf 700 Trauben zurückgegangen. —

— Von den Schweizer Bergstationen werden Temperaturen gemeldet, die niedriger sind als alle seit Jahrzehnten dargelegenen. In der Nacht zum 3. Januar waren auf dem Gotthardspiz 34, auf dem Säntis 33 Grad Celsius unter Null. —